

Das Pfennig-Magazin

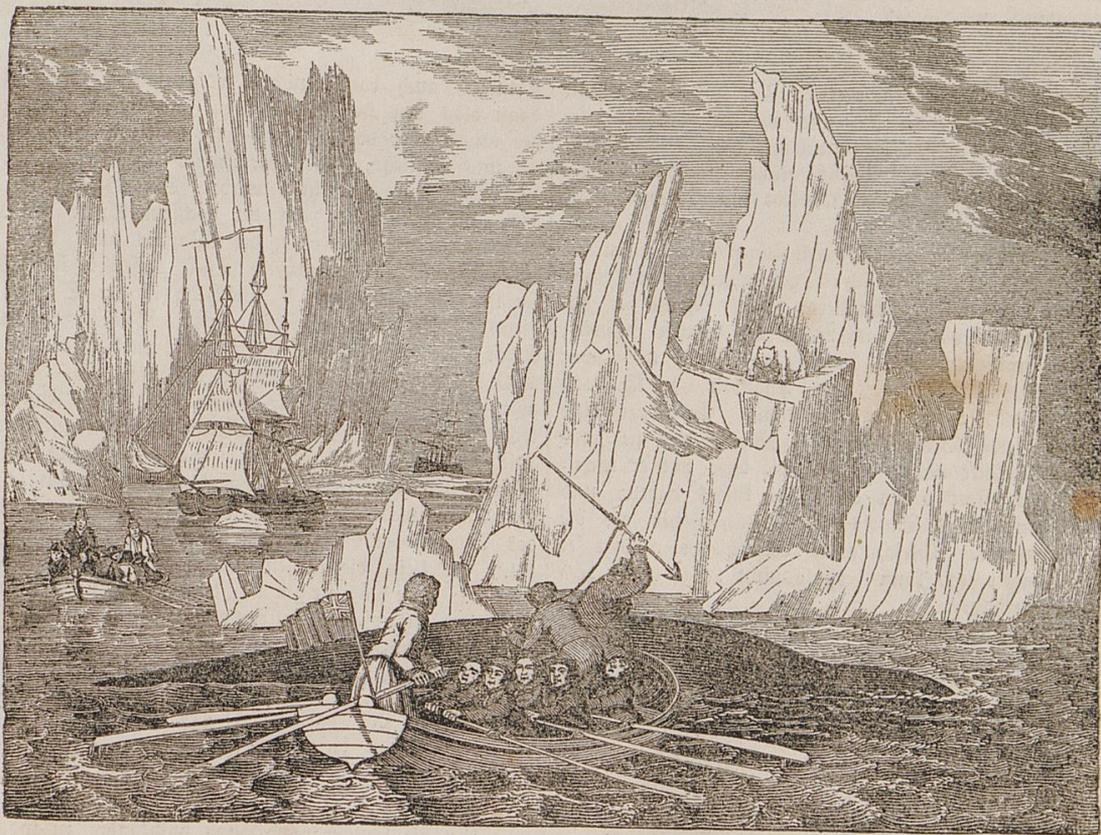
der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

57.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Mai 31, 1834.

Der Wallfisch und der Wallfischfang.

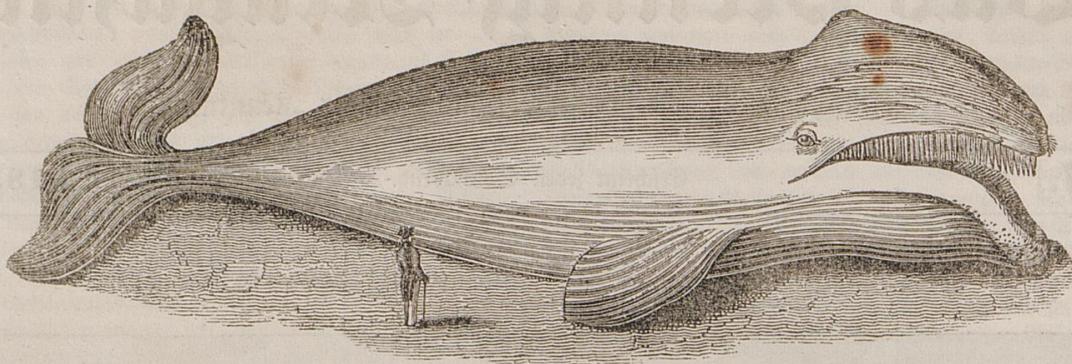


Dies unter dem Namen Wallfisch bekannte Thier gehört, wenigstens was die bekannteren Arten anbelangt, zu den größten, welche man im Meere findet, oder besser: es ist das größte, was im Wasser und auf der Erde gefunden wird; das größte:

„das Gott von allen schuf,
die in dem Ocean sein Lob verkünden.“

Auf dem festen Lande wenigstens lebt keins, das dem Leviathan, wie Milton denselben nennt, an die Seite gestellt werden kann. Der gewöhnliche Wallfisch, wie er bei Grönland vorkommt, hat nicht selten 58—60 Fuß in der Länge und 34—40 Fuß im Umfange, was ihm ein Gewicht von 65—70 Tonnen, d. h. so viel giebt, als zweihundert fette Ochsen betragen würden. Sonst übertrieb die Liebe zum Wunderbaren, mit solcher Länge, solchem Umfange, solcher Schwere nicht zufrieden, das Eine und das Andere in hohem Maaße. Man findet bei den älteren Schriftstellern angegeben, daß der Wallfisch 150 bis 200 Fess Länge habe; sogar von solchen spricht man, die 900 Fuß gemessen hätten. Indessen lassen sich glaubhafte Gewährsmänner darüber ganz anders aus. Scoresby, der

332 Stück nach und nach gefangen hat, versichert, daß nicht einer davon über 60 Fuß lang gewesen sey: und wenn auch Einzelne längere vorgekommen seyn mögen, so dürfte doch das höchste Maaß nur gegen 70 Fuß anzunehmen seyn, wie es auch unser Blumenbach angiebt. Egede in seiner Beschreibung von Grönland bemerkt, daß einige vierzig Ellen (also 80 Fuß) lang seyen. Indessen selbst gesehen und gemessen hat er sie nicht, und folglich würde sich diese abweichende Angabe leicht erklären lassen. Doch giebt es mehrere Arten der Wallfische, sowohl ungewein kleine, als auch weit größere, und namentlich meint selbst Scoresby, daß der Finnfisch das größte und schwerste aller Geschöpfe sey. Der Finnfisch aber ist auch nur eine Art des Wallfisches, der von einer Finne, einer harten, scharfen Flosse, den Namen hat, die auf dem Rücken hinläuft. Da er ungleich weniger Thran giebt als der eigentliche Wallfisch, so wird ihm weniger nachgestellt, und die wahren Verhältnisse seiner Größe und Schwere sind deshalb minder erörtert. Von dem eigentlichen Wallfische, wie ihn der Wallfischfahrer nennt, von dem Right-Fish der Engländer, der *Balaena mysticetus* des Linné,



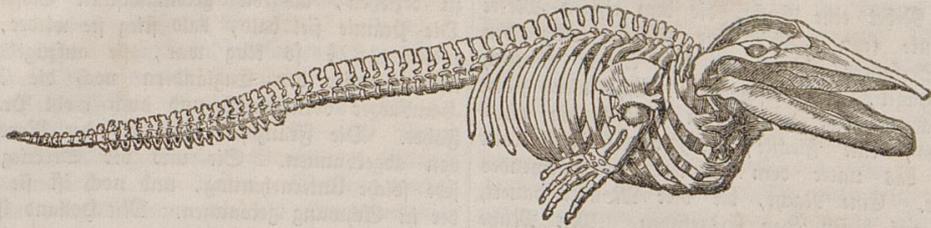
haben wir wiederum in neuerer Zeit zwei Arten unterscheiden gelernt, die sich ungefähr zu einander verhalten wie der asiatische Elephant zum afrikanischen, und also, wenigstens bis jetzt, nichts Wesentliches bemerken lassen. Die eine Art lebt am Nordpol, die andere am Südpol.

Der Wallfisch deutet durch seinen Namen darauf hin, daß er zu den Fischen gehöre, und für einen Fisch galt er auch Jahrhunderte lang. Allein er hat mit ihnen nichts als das Leben im Wasser gemein; denn er bringt lebendige Junge zur Welt, und zwar nur eins, oder nach einigen Angaben, z. B. von Eschsch, zwei höchstens auf einmal. Er säugt diese an seinen zwei Brüsten mit der Milch, wie sie jedes andere Landthier nährt. Eben wie diese hat er warmes Blut, statt dessen die Fische kaltes haben, und die Wärme seines Blutes ist ungleich höher als die des Menschen. Gleich allen Landthieren athmet er durch Lungen und kann deshalb nicht lange unter dem Wasser ausdauern.

Seine dunkle, schwarze Haut ist glatt und ohne Schuppen, folglich ist auch hier nichts Fischähnliches zu spüren. Die Bildung des Thieres selbst aber zeigt viel Eigenthümliches. Der Kopf hat gewissermaßen eine dreieckige Gestalt. Am untern Theile ist er flach und mißt 16—20 Fuß in der Länge, 10—12 in der Breite. Die Unterlippe steigt auf ganz eigene Art, wie unser Bild zeigt, herunter. Wenn der Mund offen steht, gleicht er einer Schiffskammer, und bei seiner Weite: 10—12 Fuß Höhe, 15—18 Fuß Länge — kann ein Boot mit der ganzen dazu gehörigen Mannschaft hineinfahren. Das Thier hat, wie wir sehen, zwei Seitenflossen oder Finnen. Sie sind 7—9 Fuß lang und 4—5 Fuß breit, also recht tüchtige Ruder, womit sich der ungeheure Koloss fortbewegt. Allein noch bewunderungswürdiger erscheinen sie im Skelett des Wallfisches. Es sind offenbar verkürperte oder verkürzte Arme oder Vorderbeine, und es scheint der Natur gleichsam an Zeit gefehlt zu haben, sie zu vollenden. Selbst das kugelförmige Gelenk haben sie, welches dem menschlichen Arme die freie Beweglichkeit erlaubt. Auffallend klein sind die Augen des Thieres. Kaum ein wenig übertreffen sie an Größe die des Ochsen; aber doch sieht er die Gegenstände in großer Ferne. Statt der Nase gab ihm die Natur Blaselöcher. Sie dienen, die Massen des Wassers, die in seinen Rachen einströmen, hinaus zu treiben, und in großer Entfernung sieht man dasselbe wie einen Springbrunnen aufsteigen, während man das Brausen in noch größerer Ferne, wohl eine Stunde weit, hören kann. Athmet das Thier über dem Wasser selbst, schluckt es folglich kein Wasser ein, so lassen diese Blaselöcher

natürlich auch davon nichts wahrnehmen; man sieht dann bloß den feuchten Dampf aus ihnen aufsteigen, der im Winter den Mistern aller größeren Thiere auch bei uns entflieht, dort aber freilich in weit größerem Maßstabe wahrgenommen wird. Die Blaselöcher liegen, wie man sieht, auf der höchsten Spitze des Kopfes, um das Austreiben des Wassers auch dann zu bewirken, wenn der größere Theil desselben im Wasser ist. Ein furchtbareres Werkzeug ist der Schwanz dieses Thieres, denn seine größte Beweglichkeit und Kraft liegt darin. Auf jeder Fläche enthält er 80 bis 100 Quadratfuß. Die Länge ist mäßig 5—6 Fuß, aber desto bedeutender die Breite: 18—24 Fuß und wohl noch mehr. In der Mitte ist er ausgeschnitten. Die Spitzen beider Blätter, welche durch den Ausschnitt entstehen, sind hinterwärts gekehrt. Um schnell auf- und niederwärts steigen zu können, was ihm des Athemholens wegen nöthig ist, steht er horizontal. So klein die Augen des Thieres auch sind, so sind die Gehörorgane doch noch unscheinbarer, und auch stumpfer. Außerlich ist von ihnen fast gar nichts wahrzunehmen. Es hält schwer, den Gehörgang zu finden, weil gar kein eigentliches Ohr vorhanden ist. Dazu kommt, daß selbst dieser Gehörgang, sobald das Thier unter das Wasser geht, durch eine Art Pfropf geschlossen wird, der das Eindringen des Wassers und den Druck, den dasselbe üben würde, verhindert.

Um die sonderbare Bildung vollständig zu machen, erscheint die Speiseröhre des Thieres eben so enge, als der Rachen desselben ungeheuer groß ist. Nur aus Insekten und Würmern besteht seine Nahrung. Dem Finnfische (*Balaena physalis*) ist gestattet, Heringe und andere dergleichen kleine Fische zu genießen, dem eigentlichen Wallfische sind selbst diese versagt. Aber wie kann ein Thier von solcher Größe mit so dürftiger Nahrung vorlieb nehmen? Die Natur führt sie ihm gleichsam tonnenweise zu. Er hat keine Zähne, denn was sollte er mit ihnen? Würmer und Insekten zu zerdrücken, bedarf er ihrer nicht. Aber da sitzen, wie unser Bild zeigt, im Rachen zwei Reihen Warden oder Fischbein, wie man das davon gewonnene Produkt nennt, theils gerade, theils gekrümmt und unmittelbar von den Lippen bedeckt. Jede Reihe besteht aus 300 Blättern mindestens, denn in einem sehr kleinen fand Scoresby 316—320. In der Mitte findet man die längsten Warden, nach den Seiten zu nehmen sie ab. Die ganze Länge differirt von 10—13, vielleicht selbst 15 Fuß. Oben am Gaumen ist die größte Breite: 10—12 Zoll. Beide Reihen dieser Warden sind noch mit Fransen besetzt. So bilden sie nun gleichsam eine große Filtrirmaschine. Was an Insekten und Würmern im Wasser ihnen entgegen



kommt, geräth in ihren Bereich. Nichts entgeht ihnen da; die ziemlich unbewegliche große Zunge hat nichts zu thun, als die Nahrung dem engen, aber hinreichend weiten Schlunde zuzuführen. Auch ein äußerst kleines Gehirn hat dieser Kolos der Thierwelt. Das eines Menschen wiegt gegen 4 Pfund. Bei einem jungen Wallfische von 11,200 Pf. Gewicht fand Scoresby nur $3\frac{3}{4}$ Pf. Gehirn, d. h. wenn das Gewicht des Gehirns zum menschlichen Körper sich wie 1 zu 31 bis höchstens 32 verhält, so würde es beim Wallfische nur den dreitausendsten Theil bilden.

Unmittelbar unter der Haut liegt der Speck oder das Fett, das den ganzen Körper des Thieres nebst den Flossen und dem Schwanz umkleidet. Die Farbe desselben ist gelblich weiß, gelb oder roth. An sehr jungen Thieren ist es immer gelblich weiß. Bei manchen alten gleicht es in seiner Farbe dem Fleische des Lachses. Es schwimmt im Wasser. Die Dicke desselben rund um den Körper mißt von 8 oder 10 bis zu 20 Zoll, und ist sowohl an verschiedenen Theilen, als bei verschiedenen Thieren, verschieden. Die Lippen bestehen fast ganz aus Speck und geben jede eine bis zwei Tonnen reines Del. Die Zunge besteht vorzüglich aus einer weichen Art von Fett, das weniger Del giebt als ein anderer gleich großer Theil des Specks. In der Mitte und gegen die Wurzel der Zunge ist das Fett mit muskelartigen Fibern durchzogen. Der übrige Theil des Unterkopfes, außer der Kinnlade, besteht fast ganz aus Fett, und auch der Schädel ist mit einer beträchtlichen Schicht davon bedeckt. Die Flossen bestehen vorzüglich aus Speck, Sehnen und Knochen, und der Schwanz enthält einen dünnen Ueberzug von Speck. Das Del scheint in dem Speck in kleinen Zellen enthalten zu sein, die durch ein starkes Netz von sehnächtigen Fasern zusammen verbunden sind. Diese Fasern scheinen, indem sie an der Oberfläche dicht zusammengehen, die Substanz der Haut zu bilden. Das Del wird durch die Hitze herausgetrieben und geht größtentheils von selbst aus den zerschnittenen Speckstücken heraus, wenn der sehnächte Theil des Specks in Fäulniß übergeht. Der Speck und das Fischbein sind die Gegenstände, um deren willen der Wallfisch gefangen wird. Das Fleisch und die Knochen werden zurückgelassen, ausgenommen bisweilen die Kinnladen. Der Speck hat, so lange er frisch ist, durchaus keinen unangenehmen Geruch, und erst nach Beendigung der Reise geschieht es, daß ein Grönlandsfahrer einen widrigen Geruch bekommt, wenn seine Ladung nicht mehr verpackt ist. Vier Tonnen Speck geben meist drei Tonnen Thran, und von einem Wallfische erhält man bisweilen 30 Tonnen. Zwanzig Tonnen sind als gewöhnliche Ausbeute anzunehmen. Merkwürdig ist es, daß der Speck in einem gewissen arithmetischen Verhältnisse zu den Wanden oder dem Fischbeine steht. Je länger letzteres ist, desto mehr ist von jenem zu hoffen. 12 Fuß langes Fischbein läßt 21 Tonnen Thran gewinnen; 1 Fuß

langes nur $1\frac{1}{2}$ Tonne hoffen. Die Regel hat ihre Ausnahmen, aber diese sind selten.

Vom Fleische des Wallfisches macht der Europäer selten Gebrauch. Das der jungen Thiere ähnelt dem groben Rindfleische, und läßt sich also wohl essen. Das von alten Thieren behagt selbst einem Matrosengäumen nicht. Auch die Knochen kommen wenig in Betracht, ob sie schon viel Del enthalten. Nur die Kinnladen werden deshalb öfter mitgenommen. In wärmeren Himmelsstrichen träufelt der Thran von selbst heraus. Ist aber gleich der Europäer nicht das Fleisch des Wallfisches, so achtet es doch der Grönländer desto höher, der wilde Bewohner von Kalifornien genießt es gern, und auch wohl manches andere Völkchen mag sich darüber freuen, wenn ihm einmal ein solches Thier zur Beute wird.

Welch ein gewaltiges Wesen der Mensch, nicht nach Maaßgabe seines Körpers, sondern vielmehr durch die Ueberlegenheit seines Geistes sey, geht aus dem Kriege, den er gegen die Wallfische unternimmt, am besten hervor. Den größten Kolos aller Thiere greift er an, und dies auf dem offenen Weltmeere und unter einem Himmelsstriche, der allein jedes lebende Wesen abschrecken sollte. Und der Wallfisch:

Der auf dem Wasser wie ein Vorgebirge schwimmt und zu schlummern scheint, wie eine Insel,

wird in den allermeisten Fällen seine gewisse Beute. Der Himmelsstrich, wo dieser merkwürdige Kampf statt findet, zeichnet sich vor allen andern durch mannichfache Gefahren und Beschwerden aus, mit denen der Mensch dort zu kämpfen hat. Land und Meer und Luft schrecken dort gleich sehr ab und legen Hindernisse in den Weg. Durch heftige Kälte erstarren alle Glieder und Gelenke. Nebel und Schnee verfinstern den Himmel und schärfen den Zahn der Kälte noch mehr. Das Meer hat, außer den gewöhnlichen Gefahren, die überall auf demselben lauschen, noch ganz eigenthümliche Schrecken. Bald dehnen sich ungeheure Eisselder hin, die wie ein undurchdringlicher Wall aller Schifffahrt ein Ende zu machen scheinen, so daß der kühne Matrose nur von einem erstarrten Walle zum andern hinspringen kann und wohl Acht haben muß, nicht in eine Spalte zu gerathen; bald kommen auf diesen Eisseldern gewaltige weiße Bären daher geschossen, jeden, der nicht zeitig entflo, zu zerreißen; bald wogt ein losgerissenes Eissfeld wie ein Berg daher, und zwar mit einer Kraft, daß alle Flanken und Rippen des Schiffes, wenn es davon getroffen wird, krachen und zusammengedrückt werden und das Ganze wie eine Eierschale zerbricht. Bisweilen hebt sich ein Eisberg in die Höhe, hoch, hoch hinauf, aber sein Fuß schwimmt im Wasser, und eine Veränderung im Gleichgewicht kann ihn umstürzen, daß jedes in der Nähe befindliche Fahrzeug mit allem, was darauf ist, von ihm bedeckt wird, wie das Grab eines Menschen von einem Leichensteine. Von ferne schimmert durch

den kalten Nebel eine Küste, die dem eisigen Meere eine Schranke setzt. Aber diese Küsten locken den erkarteten Seefahrer nicht an. Ein ewiger Sturm, Schnee, Hagel, Eis erschweren auch hier jeden Schritt. Kaum daß dem kalten Boden ein dürftiges Moos, eine Flechte, ein wenig Löffelkraut entsproßt, das unter dem Schnee ein wärmendes Bett findet. Eine Nacht, die vier Monate dauert, lagert sich auf diesen öden Eisgebilden. Mit Mühe erhält sich dann der Mensch. Es haben manche, durch Schiffbruch verschlagen oder auch freiwillig einen Winter dort zugebracht, aber die Qualen, mit welchen Geist und Körper zu kämpfen hatten, tödteten die Meisten oder schreckten sie doch von jedem neuen Versuche ab.

Indessen geht der Kampf des Menschen gegen den Wallfisch bis auf sehr frühe Zeit zurück. Die Norweger scheinen ihm schon im neunten Jahrhundert nachgestellt zu haben, ohne daß man freilich an eine so systematische Jagd denken darf, wie man jetzt anzustellen pflegt. Man greift ihn an, wenn er gerade in den Wurf kam, wie jedes andere große Thier angegriffen wurde. Kühne Seefahrer waren Norwegens Bewohner, so lange die Geschichte ihrer gedenkt. Auf der Küste von Biscaya soll man zuerst daran gedacht haben, den Wallfisch als Gegenstand kaufmännischer Speculation zu jagen. Schon im 12. Jahrhundert will man davon Spuren haben, die aber weniger unserm eigentlichen Wallfische, sondern nur überhaupt einer Art der Cetaceen gegolten haben, also vielleicht den Delphinen und dergleichen. Wenigstens ist der grönländische Wallfisch an Spaniens Küste nicht zu finden. Auch stellte man den sogenannten Wallfischen an jenen Küsten nicht wegen des Specks, sondern des Fleisches, besonders der Zunge wegen nach, die als Delicatesse galt, ein Beweis mehr, daß nicht der eigentliche Wallfisch gemeint gewesen seyn kann. Allmählig verschwand das Thier, das in der Bai von Biscaya so häufig gejagt wurde, und die Bewohner der Küste dort wagten sich deshalb weiter nach Norden hin, so daß sie endlich im 16ten Jahrhundert bis nach Island, Grönland, Neufundland kamen. Von dieser Zeit an beginnt eigentlich die Wallfischfahrt.

Die früheste Reise, welche deshalb von England aus unternommen wurde, fand 1594 statt. Die Kaufleute in Hull rüsteten 1598 deshalb zum ersten Male Schiffe aus. Um dieselbe Zeit thaten die Holländer ein Gleiches. Hamburger, Franzosen, Dänen wetteiferten mit ihnen. In England und Holland wurde die Jagd von Gesellschaften betrieben, welche ein Monopol derselben hatten. Aber ein solcher Handel führte zu nichts. Man gestattete Jedem endlich, sein Glück darin zu versuchen, und es war fürs Ganze vortheilhafter. Das holländische Monopol erlosch schon 1642, das englische bald nachher. Indessen trieb man im letzteren Lande die Jagd doch einhundert Jahre lang immer noch für gemeinschaftliche Rechnung, bis man einsah, daß jede Compagnie dieser Art nur mit Nachtheil solidirt hatte.

1732 kam das Parlament auf den Gedanken, diese Unternehmungen durch Prämien zu ermuntern. Jedes Schiff, das nach Grönland segelte, bezog für die Tonne Thran erst 20 Schillinge, und dann, von 1794 an, 40 Schillinge. Da segelten eine Menge Schiffe aus, „nicht um Wallfische zu fangen, sondern die Prämien zu erhaschen.“ Sie werden schon gewußt haben, die Tonnen voll Thran aus anderen Häfen

zu beziehen, als die grönländischen Eisfelder boten. Die Prämie fiel bald, bald stieg sie wieder, bis man endlich 1824 so klug war, sie aufzugeben. Jetzt treiben außer den Engländern noch die Amerikaner, Hamburger vornehmlich und auch wohl Preußen diese Fahrt. Die Franzosen sind seit der Revolution davon abgekommen. Sie und der Seekrieg hinderten jede solche Unternehmung, und noch ist sie nicht wieder in Schwung gekommen. Mit Holland ist dies derselbe Fall.

Die Schiffe, welche zu solcher Fahrt ausgerüstet werden, halten gewöhnlich 3—400 Tonnen und segeln im April aus, um zu Ende des Mai ihre Jagd beginnen zu können, welche bis Ende des Junius oder auch wohl bis in die Mitte des August hinein dauert. Manche Waghälse bringen selbst bis Ende Septembers zu, wenn sie nichts aufbrachten und doch nicht gern leer heimfahren wollten. Von Zeit zu Zeit wechselt der Ort, wo man glücklich zu seyn hofft. So ist die Ostküste von Grönland, welche bis 1820 besonders ergiebig war, jetzt ganz von Wallfischen leer, eine Folge der vielen Jagden oder auch der Verschwendung der Wallfische. Immerfort beunruhigt, suchen sie sich doch am Ende einen andern Aufenthalt aus. Jetzt gehen die meisten Wallfischfänger gerade durch die Davisstraße nach dem großen Binnenmeere, der Baffinsbai, an der Westküste Grönlands, wo man seither die nordwestliche Fahrt nach Asien zu finden hoffte, bis das Ausbleiben des Kapitain Roß die Hoffnung dazu auf manches Jahr hinausgeschoben hat. (Wahrscheinlich haben schwimmende Eisberge sein Schiff zerschmettert, und wenn sich auch die Mannschaft auf Boote rettete, so mag der Mangel, die Kälte wohl wenige noch am Leben finden lassen.) Gerade in dieser Bai sind der Eisberge noch viel mehr als an der östlichen Küste Grönlands, und dies macht die Gefahr hier noch drohender, aber der Wallfische giebt es jetzt noch viele da, und so lockt die Gewinnsucht mehr, als die Gefahr abschreckt.

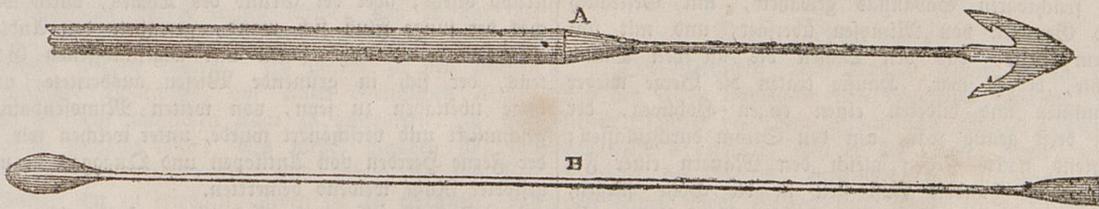
Im Ganzen hat aber die Wallfischjagd sehr abgenommen. Aus London gingen bis 1790 viermal mehr Schiffe zu derselben ab, als aus allen andern Häfen zusammen genommen. Noch 1820 wurden 17—18 Schiffe deshalb ausgerüstet. Jetzt wird kaum noch eins oder ein Paar ausgerüstet. Eben so hat Liverpool, das sonst stark darauf spekulirte, sich ganz zurückgezogen. Whitby beschäftigte sonst sich viel damit, und jetzt sendet es kaum ein oder zwei Schiffe aus. Am lebhaftesten geht es in Hull zu. Wie zu Ende des 16. Jahrhunderts, spekulirt hier noch alles darauf. 1830 segelten 33 Schiffe nach dem Eismeere.

Als Biscaya's Küstenbewohner die Jagd begannen, thaten sie es hauptsächlich des Fleisches wegen. Späterhin spekulirte man vornehmlich auf das Fischbein, auf die Barden, welche dem Riesen des Meers statt der Zähne dienen. Die Schnürbrüste der Frauen und ihre Reifböcke verzehrten davon ungeheure Quantitäten. Was statt derselben bis dahin gebraucht worden seyn mag, ist schwer zu bestimmen. Vermuthlich spaltete man das spanische Rohr. Es wurde dies noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts häufig zu Regenschirmen angewendet, für welche man jetzt nur Fischbein verarbeitet. Der Verbrauch des letztern war durch jene Mode so sehr gestiegen, daß von England allein lange Zeit gegen 100,000 Pf. jährlich nach Holland gesendet wurden. Die Tonne ward mit 700 Pf. Sterling bezahlt, d. h. viermal so viel, als der Preis jetzt gewöhnlich zu seyn pflegt. Daß jetzt des

Thrans wegen vornehmlich auf den Wallfisch Jagd gemacht wird, haben wir schon bemerkt.

Ein Wallfisch- oder Grönlandsfahrer hat gewöhnlich außer dem Kapitän und Wundarzt (Letzterer ist meistens ein unwissender Barbiergeselle, der sich ein wenig in der Welt umsehen will) 40—50 Mann an Bord, welche als Harpuniere, Bootsleute, Steuer-männer, Zimmerleute u. s. w. dienen. Meistens werden 6—7 Bote mitgenommen, die als Hauptwerkzeuge bei der Jagd anzusehen und deshalb so aufgehängt sind, daß sie im Augenblicke herabgelassen und stott gemacht werden können. Ist der Wallfisch getödtet und aufgehauen, so haut man den Speck und das Fischbein im Schiffe aus; der Angriff selbst, der Fang, das Tödten des Thieres ist Sache der Boote, die zu dem Zwecke jedes mit zwei Harpunen und fünf oder sechs Lanzen versehen sind. Die Gestalt dieser findet man hier abgebildet. Die Harpunen sind ganz von Eisen, gegen drei Fuß lang, und bestehen aus einem Schaft mit gezackter Lanzenspitze, von der jeder Widerhaken noch

einen andern kleinen Widerhaken im Innern hat. Die Abbildung wird dies anschaulich machen. Das Werkzeug ist mit dem Schaft an ein Tau von etwa $2\frac{1}{4}$ Zoll Umfang befestigt, das 120 Faden oder 360 Ellen lang ist. Jedes Boot hat sechs solcher Tawe, die zusammen 720 Faden oder 4320 Fuß halten. Die Harpune hat nur den Zweck, den Fisch zu treffen und gleichsam zu angeln, anzuhaken, und besteht meist aus einem hölzernen Schaft mit stählerner Spitze, welche äußerst scharf ist. Man bedient sich ihrer auch nicht zum Werfen, sondern mit fester Hand stößt man sie dem Thiere in den Leib hinein. Man darf indessen nicht etwa denken, daß hier Kommen, Sehen und Fangen eins sey. Getödtet wird das Thier mit der Lanze, die gegen 6 Fuß Länge und eine zugerundete Schärfe hat. Abgesehen von den Hindernissen, welche Nebel, Schnee, Eisfelder, Eisberge, Kälte, Sturm entgegensetzen, hat die Jagd selbst ihre eigenthümlichen Gefahren, mit denen wir uns nächstens bekannt machen wollen.



Vorzug der eisernen vor den hölzernen Dampfschiffen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere deutschen Ströme künftig weit mehr Dampfschiffahrt als bisher haben und den innern Verkehr ungemein erhöhen werden. Auch wir werden bald eiserne dauerhafte Dampfschiffe, so gut wie die Engländer, führen. Glücklicherweise werden aber die Resultate und Folgen nicht nur der Dampfschiffe, sondern auch sämmtlicher von Dampf getriebenen Fortschaffungsmittel von größerem Vortheile für das allgemeine Ganze des Publicums seyn, die herrliche Wohlthat des Dampfmaschinenwesens, Armen und Reichen zu Theil werdend, wird unserm Binnenhandel eine ungeahnete Lebendigkeit geben, und die durch Klima, Boden und Production so verschiedenen Länder Deutschlands gleichsam in eins verschmelzen, sie durch die engen Bande des Handels und gegenseitigen Austausches verschwistern und durch das wohlfeile Mittel: durch den Besuch entfernter Länder Natur und Kunst zu studiren und zu genießen, fremde Nationalität mit der eignen zu vergleichen, die Bildung vollenden und die Civilisation steigern.

Folgende Vorzüge bewährten sich nach den Erfahrungen des engl. Reisenden Lander auf den westafrikanischen Strömen, bei dem eisernen Dampfschiffe, mit dem er solche möglichst bis zu den Quellen hinauf besuchte; denn that auch die Bevölkerung dort nichts zur Beförderung des ruhigen Abstromens des Wassers, so verbaute sie doch wenigstens nicht die Abströmung durch Mühlenwehren und Anstammungen.

1) Das eiserne Dampfschiff zog kein Wasser, und der Dampf des faulenden Wassers in undichten Schiffen von Holz war daher frei von dem der Gesundheit nachtheiligen Geruche des faulenden Wassers.

2) Die Luft ist in eisernen Fahrzeugen weit kühler, und wenig wärmer als die Atmosphäre des Wassers.

3) Das eiserne Schiff Lander's wurde vom Bliz-

getroffen, aber die Wirkung war weit geringer als im ähnlichen Falle auf einem Schiffe von Holz.

4) Je größer man künftig die eisernen Schiffe bauen wird, desto dicker wird man die eisernen Platten nehmen müssen, aber wegen des großen körperlichen Inhalts eines großen Schiffes wird man doch im Verhältniß weit weniger Eisen verbrauchen als bei kleinern Schiffen.

Unleugbar wird aber diese Benutzung eiserner Fahrzeuge zu Rauffahrteischiffen und die der viereckigen eisernen Kisten zu Wasserfässern, das Land noch reicher machen, welches auf der civilisirten Erde an Steinkohlen und an Eisen am reichsten ist und schon große Fabriken von Eisen gebaut hat; solche würden immer mehr erweitert, ja hie und da der Wohlfeilheit halber die Fußspade in Städten mit Eisenplatten belegt. Wir denken hierbei an England und an die Möglichkeit, daß sich einst der Hauptbetrieb dieses Volkes nicht mehr in baumwollenen Geweben, sondern in Eisengießereien und deren Industrie äußern dürfte.

Reise einer Abtheilung von Auswanderern in Süd-Afrika.

(Schluß.)

Der obere oder nördliche Theil dieses Gebiets besteht aus einer hohen und rauhen Gebirgskette, theils mit Wald bedeckt, theils von tiefen und fruchtbaren Thälern durchschnitten, durch welche sich der Kat, der Koonan, der Mancagana, der Pavianfluß hinziehen, um sich in den großen Fischfluß zu ergießen. An der Quelle des Pavian's- oder Caboonflusses lag unser Ansiedlungsplatz, in einer Entfernung von wenigstens hundert (englischen) Meilen von der nächsten englischen Niederlassung. Unsere Reise durch dieses Thal, von da, wo es aus den Gebirgen heraustrat, ungefähr zwanzig Meilen oberhalb Roode-

wal, dauerte fünf Tage, und war bei Weitem die beschwerlichste unsers ganzen Weges. Die Entfernung betrug nicht viel über dreißig englische Meilen; aber nachdem wir ein kurzes Stück in einem pittoresken Hohlwege zurückgelegt hatten, welcher gleichsam in das Herz der Berge einzubringen schien, so begegnete uns das Unglück, daß wir den Weg, der zur Fortschaffung von Bauholz aus einem majestätischen Walde zur Rechten angelegt und noch in ziemlich gutem Zustande war, gänzlich verloren und gezwungen waren, uns in dem Affenthale durch Gesträuch und Gräben, durch Flußbetten und felsige Anhöhen, welche uns eine Reihe von Hindernissen in den Weg legten, deren Ueberwindung die äußerste Anstrengung des ganzen Zuges, und namentlich unserer erfahrenen afrikanischen Landesgenossen in Anspruch nahmen, einen Pfad buchstäblich auszuhauen.

Die Parthien, welche wir durchzogen, waren an manchen Stellen von der sonderbarsten und imponirendsten Art. Zuweilen öffnete sich das Thal, indem es dem Boden bis an das Ufer des Thals den Namen der feuchtbaren Savannas gewährte, mit Gesträuch und Gruppen von Mimosen überfüet, und mit üppigem Gras, das den Ochsen bis an den Bauch reichte, bedeckt war. Häufig traten die Berge wieder zusammen und bildeten einen engen Hohlweg, der aber breit genug war, um den Strom durchzulassen; während nackte Felsen gleich den Mauern einer Festung viele hundert Fuß steil in die Höhe stiegen, und an manchen Stellen ganz über den wild anzusehenden Paß, oder Poort, wie sie ihn nannten, hinauszuragen schienen. Manchmal war das mit prächtigen, von den Klippen herabgerollten Felsblöcken verstopfte, oder von den Fluthen des Stromes, wie ein marmorner Fußboden geglättete Bett des Flusses unser einziger Weg. In diesem Augenblicke war der Affenfluß nur ein unbedeutendes Wässerchen, welches lieblich seinen rauhen Pfad verfolgte, oder sich hier und dort in einen natürlichen Teich, *Zeekoo* (Fußpferdteich), gesammelt hatte; aber das Wassergras, welches oben an den Klippen und in den Spitzen der hohen Bäume hing, mit denen die Ufer dann und wann besetzt sind, war ein redender Beweis, daß dieses unbedeutende Wässerchen zu gewissen Jahreszeiten zum mächtigen und unwiderstehlichen Strom wird. Die steilen Hügel zu beiden Seiten nahmen oft höchst sonderbare malerische Gestalten an; sie bildeten gleichsam eine natürliche Verschanzung von Quadersteinblöcken, und hatten eine Besatzung von einem Heer großer Affen, welche diese Gebirge in großer Menge bewohnen. Die niedrigeren Abhänge waren mit guter Weide bedeckt und mit Immergrün und Akazien überzogen, während die Gipfel der den Fluß überragenden Klippen mit verschiedenen Gattungen von saftreichen Pflanzen und blühenden Aloes geschmückt waren. An andern Stellen gewährten die vom Zahn der Zeit benagten Quader- oder Basaltfelsen einen höchst sonderbaren und grotesken Anblick; und es bedurfte nur eines geringen Grades von Phantasie, um sie für Tempelruinen der Hindus oder Aegypter zu halten, mit ihren halb zerstörten Obelisken, Säulen und Statuen von monströsen Gottheiten.

Es würde zu ermüdend seyn, wollte ich die Schwierigkeiten, Gefahren und Abenteuer beschreiben, auf die wir während unserer Reise in diesem afrikanischen Thale mit jedem Schritte stießen. Ich übergehe daher unsere Bergmannsarbeiten mit dem Beil, der Spizart, dem Brecheisen und dem Schmiedehammer,

so wie die Peitschenhiebe der armen Ochsen, deren zuweilen 20 bis 30 in einem Joch zogen, um den Wagen von der Stelle zu bringen. Endlich nach außerordentlichen Anstrengungen und den drohendsten Gefahren, nachdem einige unserer Wagen ganz, andere zum Theil zerbrochen waren, gelangten wir durch die letzte Pforte des Thales und fanden uns auf dem Gipfel eines Felsrückens, von dem man das äußerste Ende des Thales übersehen konnte. „Und jetzt, Mynheer“, sagte der holländisch-afrikanische Anführer unserer Eskorte, „daar leg jun Welb“, — da liegt Ihr Land! Nachdem wir nach der angegebenen Richtung hinblickten, sahen wir nordwärts ein schönes, 6 bis 7 Meilen langes und zwischen 1 bis 2 Meilen breites Thal. Es glich einem grünen Becken, von allen Seiten durch ein Amphitheater von steilen und unfruchtbaren Bergen, die sich im Hintergrunde in scharfen und gezackten Rücken von beträchtlicher Höhe erhoben, umgeben. Ihre Gipfel waren zu dieser Jahreszeit mit Schnee bedeckt und ragten 6—7000 Fuß über die Meeressfläche hervor. Die untern Abhänge waren sparsam mit Gras und Gestrüpp besetzt; aber der Grund des Thales, durch welches der junge Fluß sich wand, gewährte den Anblick eines warmen, angenehmen und abgeschlossenen Gartens, der sich in grünende Wiesen ausbreitete, und ohne überladen zu seyn, von weiten Mimosenhainen geschmückt und verschönert wurde, unter welchen wir in der Ferne Heerden von Antilopen und Quaggas in ungestörter Ruhe weidend bemerkten.

„Das ist also unser Erbe!“ — sagte einer von der Gesellschaft, ein schottischer Aekersmann. „Na, da wir denn wirklich so weit gekommen sind, so muß ich gestehen, der Platz sieht nicht so ganz schlimm aus, und wird uns nicht übel zufagen; wenn es nur dort gutes tiefes Land für den Pflug giebt, und wenn wir nur einen gescheiten Weg finden aus diesem steilen Hochland in jenes Niederland, so gleicht es einem der besten in der Christenheit.“

Mitten in das Thal hinabsteigend luden wir die Wagen ab, und besetzten unsere Zelte in einem Hain von Mimosen, an dem grasigen Ufer des Flusses. Am andern Tage brach unsere bewaffnete Eskorte mit ihrem zertrümmerten Wagen wieder auf und überließ uns unserm Muth und unsern eigenen Hülfsmitteln.

Interessante Bemerkungen über die Wilden in Nordamerika.

Bei einer unparteiischen Prüfung der Sitten und Gebräuche verschiedener Völker werden wir vermuthlich finden, daß kein Volk so roh ist, daß es nicht einige Spuren von Bildung besitze, und keines so gebildet, daß nicht einzelne Ueberbleibsel von Rohheit bei ihm anzutreffen wären. So nennen wir z. B. die Indianer in Amerika Wilde; allein, wohlgerne, wir geben ihnen diesen Namen aufs geradewohl, weil ihre Gebräuche von den unsrigen, die wir für vollkommen civilisirt halten, verschieden sind; allein dabei ist auch zu bemerken, daß sie eine ähnliche Meinung von uns, wie wir von ihnen, haben, was aus nachstehenden Angaben erhellen wird.

Die Indianer sind Jäger und Krieger in ihrem kräftigen Alter, Räthe im Greisenalter; ihre ganze Regierung besteht in dem Rath der Weisen. Da ist keine Staatsgewalt, kein Gefängniß, kein Beamter, der Gehorsam verlangt oder Strafe erkennt. Sie studiren meistens die Redekunst, weil der beste

Redner den größten Einfluß hat. Die Weiber bauen das Feld, bereiten die Nahrung, erziehen die Kinder, sie bewahren und überliefern der Nachwelt das Andenken an alle öffentlichen Vorkommnisse. Diese Beschäftigungen der Männer und Weiber halten sie für naturgemäß und ehrenvoll. Da sie wenig künstliche Bedürfnisse haben, so bleibt ihnen Zeit und Muße genug, sich durch Gespräche zu unterhalten und zu belehren. Unsere arbeitsame Lebensweise halten sie, im Vergleich mit der ihrigen, für sklavisch und niedrig; die Gelehrsamkeit, worauf wir großen Werth legen, dünkt ihnen eitel und nutzlos. Einen Beleg dafür gab der Vertrag von Lancaster in Pensylvanien, geschlossen im Jahr 1744 zwischen der Regierung von Virginien und den Sechs Nationen. Nachdem die Hauptgeschäfte beendet waren, eröffneten die virginischen Commissäre den Indianern in einer Rede, daß in Williamsburg eine Schule mit einem Fonds für die Erziehung indianischer Knaben errichtet worden, und daß, falls die Sechs Nationen ein halbes Duzend ihrer Jungen in jene Schule schicken wollten, die Regierung Sorge tragen werde, daß sie gut gehalten und in aller Wissenschaft der weisen Leute unterrichtet werden sollten. Es gehört zu den Regeln indianischer Höflichkeit, auf einen öffentlichen Antrag nicht an dem nämlichen Tage zu antworten, an welchem er gemacht wird; dies hieße, glauben sie, ihn als Nebenfache behandeln, und indem sie sich Zeit nehmen, ihn zu erwägen, geben sie zu erkennen, daß sie ihn für eine wichtige Angelegenheit halten. Sie verschoben daher die Antwort auf den folgenden Tag. Ihr Sprecher begann mit dem Ausdruck des Dankes für das gefällige Anerbieten der Virginischen Regierung; „denn wir wissen“, sagte er, „daß Ihr die Art des Unterrichts, welcher in den Schulen erteilt wird, hoch achtet, und daß der Unterhalt unserer Knaben während ihres Verweilens in Eurer Mitte Euch große Kosten verursachen würde. Wir sind daher überzeugt, daß Ihr uns durch Euren Vorschlag etwas Gutes zu erweisen glaubt, und danken Euch herzlich. Allein Ihr, die Ihr weise seyd, müßt wissen, daß verschiedene Nationen verschiedene Begriffe haben; deshalb werdet Ihr es nicht übel nehmen, wenn unsere Ansichten über diese Art der Erziehung nicht mit den Eurigen übereinstimmen. Wir haben auch Erfahrungen darin gemacht. Einige unserer jungen Leute waren früher in den Schulen der nördlichen Provinzen erzogen worden — sie wurden in allen Euren Wissenschaften unterrichtet; als sie aber zu uns zurückkamen, waren sie schlechte Käufer, kannten nicht die Weise, in den Wäldern zu leben, waren unfähig, Kälte und Hunger zu ertragen, verstanden weder eine Hütte zu bauen, noch ein Thier zu erlegen, noch einen Feind zu tödten, sie redeten unsere Sprache unvollkommen, und waren daher weder zu Sägen, noch zu Kriegern, noch zu Räthen zu gebrauchen; sie waren mit einem Worte zu nichts nütze. Obgleich wir nun die Annahme Eures Antrags ausschlagen, sind wir Euch dennoch nicht weniger dafür verbunden; und um Euch unsere Dankbarkeit zu beweisen, wollen wir, wenn die Leute aus Virginien uns ein Duzend ihrer Söhne schicken wollen, uns ihrer Erziehung sorgfältig annehmen, sie in Allem unterrichten, was wir wissen, und Männer aus ihnen machen.“

Da die Indianer häufig Gelegenheit haben, öffentliche Rathsverfassungen zu halten, so haben sie sich große Ordnung und Anstand in Gang und Leitung derselben angewöhnt. Die alten Männer sitzen in den

vordersten Reihen, die Krieger hinter ihnen, und Weiber und Kinder in den hintersten. Das Geschäft der Weiber ist, genau aufzumerken auf das, was vorgeht, es ihrem Gedächtnisse einzuprägen und ihren Kindern zu erzählen. Sie sind die Archive der Rathsverhandlungen und bewahren die Ueberlieferung der Verträge von hundert Jahren her, welche die Amerikaner, wenn sie dieselben mit ihren schriftlichen Ausfertigungen vergleichen, immer genau finden. — Wer sprechen will, steht auf, die Uebrigen beobachten ein tiefes Schweigen. Wenn der Redner geendet hat, setzt er sich, und man läßt ihm fünf bis sechs Minuten Zeit, damit, wenn er etwas zu sagen oder beizufügen vergessen hat, er wieder aufstehen und sprechen kann. Einen Andern zu unterbrechen, auch in gewöhnlichem Gespräche, halten sie für sehr unschicklich. — Wie vortheilhaft zeichnen sich diese Gewohnheiten vor denen mancher civilisirteren Länder aus, wo man im Gespräche bei jedem Satze unterbrochen werden kann durch die Redegier Anderer.

Der Bernstein.

Der Bernstein, auch Agtstein, gelber Ambra, und von den Alten Succinum und Electrum genannt, hat seinen Namen von dem altdeutschen Worte bürnen, das heißt brennen, weil er sich leicht, schon an der Flamme des Lichtes, entzündet und verbrennt, und von seiner durch Reiben mit Wolle leicht beförderten elektrischen Eigenschaft, welche schon in den frühesten Zeiten bekannt war, stammt die Benennung: Electricität, her.

Wir kennen den Bernstein, von gelber und röthlicher Farbe, als Luxus- und Mode-Artikel heut zu Tage in allen Ständen; außerdem wird derselbe auch in der Arzneikunde, ferner zu Lackfirniß, zum Räuchern, da er schon auf glühenden Kohlen schmilzt, zum Einbalsamiren der Leichen u. s. w. gebraucht; aus dem ganz hellen können selbst Brennspiegel und Mikroskope gefertigt werden.

Aber auch den ältern Völkern war derselbe bekannt, und die griechischen Frauen schmückten sich schon zur Zeit des trojanischen Krieges (um das Jahr der Welt 2800) mit Hals- und Armbändern von Electrum und Gold. Homer erwähnt desselben als etwas sehr Kostbaren, und den Afiaten diente er schon früh zum Räuchern bei heiligen Gebräuchen.

Der Bernstein ist daher, gleich den Metallen, schon seit langer Zeit sehr beliebt und gesucht gewesen, obgleich er, seinen Bestandtheilen sowohl als seinen Fundorten nach, nur ein verhärtetes, durch Zeit und Seewasser oder Mineralsäuren umgeändertes Baumharz, wahrscheinlich von einer besonderen, jetzt nicht mehr vorhandenen Baumgattung ist.

Bei der chemischen Zerlegung findet sich, daß der Bernstein zum größten Theil aus Kohlenstoff und öligen Bestandtheilen, mit wenig Erdbarten, besteht; außerdem enthält er zuweilen auch eingeschlossene fremdartige Körper, als kleine Blätter, Moose, Sand, Wassertropfen, Insecten, Mücken, Spinnen, Ameisen und dergl., welche letztere jedoch von den jetzt lebenden Arten abweichen und meist einem wärmern Klima angehören, übrigens aber zum Beweise dienen, daß der Bernstein einst flüssig gewesen seyn muß.

Und wo wird dieses eben so merkwürdige als geschätzte Product der reichen Natur gefunden? In geringer Tiefe unter der Erdoberfläche, in Sand- und Thonschichten, besonders in den Lagen der Braun-

Kohlen = Bildung mit dem in denselben vorkommenden bituminösen Holze; so in Italien, Spanien, Frankreich, in der Schweiz, in Grönland, in China, in Deutschland an verschiedenen Orten, vor allen aber am südlichen und östlichen Strande der Ostsee, an den preussischen und pommerschen, so wie auch an der russischen Küste, und hier wieder hauptsächlich in der Gegend von Danzig, Königsberg und Pillau, wo der Bernstein seit vielen Jahren ein wichtiger Handels- und Ausfuhr-Artikel ist. Dorthin schifften schon lange vor Christi Geburt, von der asiatischen Küste des mittelländischen Meeres her, die Phönizier, die Erfinder der Schiffbaukunst, und unternehmende Seefahrer, um Bernstein zu holen, und späterhin bezogen ihn auch die Römer von da zu Lande, um ihn zu allerlei Dierathen zu benutzen.

An dem bezeichneten Hauptfundorte des Bernsteins wird derselbe, da er so leicht ist, daß er auf dem Wasser schwimmt (nicht auf süßem), theils mit kleinen Netzen gefischt, theils, und zwar besonders nach heftigen Seestürmen an der Küste zusammengelesen, theils auch gegraben; letzteres nahe am Ufer und nur zu einer Tiefe von etwa 10 Fuß unter dem Meeresspiegel, in Sand- und Thonschichten mit Braunkohle.

Seit längerer Zeit schon werden dort diese Arbeiten, als ein Gegenstand von Wichtigkeit, für landesherrliche Rechnung betrieben, und obwohl dieselben bereits seit mehreren 1000 Jahren fortgesetzt worden sind, so hat doch noch keine eigentliche Abnahme, besonders des dem Meere abgewonnenen und von diesem in fast immer gleicher Menge ausgeworfenen Bernsteins Statt gefunden, was auf sehr bedeutende Niederlagen davon auf dem See Grunde schließen läßt.

Nach seiner Güte, Reinheit und Größe der Stücke wird der Bernstein für den Handel in verschiedene Sorten getheilt, als Sortimentsstücke, zu Schmuck- und Kunstsachen; Sonnensteine, für die Arzneikunde, zum Räuchern u. dgl. m., Firnißsteine, Schlick, Abfall u. s. w., welche dann auch in verschiedenen Preisen stehen.

Vorzüglich schöne Stücke, sowohl rohe als verarbeitete, erstere zum Theil mit bituminösem Holze verwachsen, enthält die im Königl. Schlosse zu Berlin aufgestellte, in jeder Hinsicht sehr reichhaltige und sehenswerthe Kunst- und Naturalienkammer. Die größten Stücke sind, jedoch als Seltenheit, bis zu der Größe eines Menschenkopfes und bis zu dem Gewichte von 13 Pf. bekannt.

Der Geldwerth des an den preussischen Küsten jährlich gewonnenen und von da in den Handel gebrachten Bernsteins kann in runder Summe zu 30,000 Thlr. angenommen werden, wovon etwa $\frac{2}{3}$ auf Ostpreußen und $\frac{1}{3}$ auf Pommern kommen.

In den Braunkohlen-Lagern Thüringens und anderer Gegenden kommen noch zwei dem Bernstein anscheinend sehr nahe stehende Naturproducte in kleinen Stücken vor; der Honigstein und der Retinit, von denen der erstere, welcher übrigens der seltener ist, mit jenem nicht verwechselt werden darf; der letztere aber dem Bernstein ziemlich nahe verwandt zu sein scheint, obschon derselbe an äußerem und innerem Werthe gegen diesen weit zurücksteht, und zu gleichartigen Zwecken bis jetzt nicht benutzt wird.

B o c h e.

Am 31. Mai 1307 kam es zwischen Albrecht I., Kaiser von Oestreich, und dem Landgrafen von Thür-

ringen, Friedrich mit der gebissenen Wange, und seinem Bruder Diezmann bei Luckau zur heftigen Schlacht. Die Thüringer und Meißner behaupteten das Feld, nachdem die Kaiserlichen mehr als 5000 Mann verloren hatten.

Am 1. Junius 1795 starb Peter Joseph Dechault, Oberwundarzt am Hotel de Dieu zu Paris, einer der größten Wohlthäter seiner Zeitgenossen. Er war der Sohn bemittelter Landleute und studierte im Militärhospital zu Besort die Anfangsgründe der Arzneikunde. Im Jahr 1776 wurde er ordentliches Mitglied des Collegiums der Wundärzte zu Paris und noch im nämlichen Jahre öffentlicher Lehrer der Anatomie. 1785 wurde er Oberwundarzt des klinischen Instituts des Hotel de Dieu, woselbst er Verbesserer und Erfinder verschiedener chirurgischer Werkzeuge wurde. 1794 wurde er, als verdächtig erklärt, seiner Stelle entsezt und in Arrest gebracht. Doch bestürmten seine Freunde die Richter dergestalt, daß er nach 3 Tagen wieder frei wurde. Im Jahr 1795 bekam er ein bösarziges Fieber, an welchem er starb.

Am 2. Junius 1634 eroberte Kurfürst Georg Wilhelm von Sachsen, der sich mit den Schweden vereinigt hatte, nach der Uebergabe von Frankfurt die preussische Stadt Crossen, wodurch die Mark wieder völlig von den Kaiserlichen gereinigt ward. Mit der Ermordung Wallensteins (zu Eger in obengenanntem Jahre) war das Glück von den österreichischen Fahnen gewichen; dagegen machten die Sachsen, Brandenburger und Schweden große Fortschritte in Schlesien und Böhmen.

Am 3. Junius 1814 erließ Friedrich Wilhelm III. aus Paris ein Schreiben an sein tapferes, sieghaftes Heer, in welchem er es für den Muth lobte, mit dem es seinem Vertrauen und des Vaterlandes Erwartung entsprochen, den es in funfzehn Hauptschlachten und beinahe täglichen Gefechten bewiesen habe.

Am 4. Junius 1796 wurden Deutsche durch Franzosen bei Kroppach und Hachenburg (in Nassau) geschlagen. Die kaiserliche Feldbäckerei, ein großer Theil der Bagage, selbst die des Prinzen Ferdinand von Württemberg, fiel den Siegern in die Hände, auch geriethen einige ganze Heeresabtheilungen in feindliche Gefangenschaft. Dadurch wurde der Plan des Prinzen, die Thäler bei Hachenburg zu behaupten, zerstört, und er war genöthigt, sich nach Freilingen zurückzuziehen.

Am 5. Junius 1796 ergab sich die Festung Luxemburg (im Großherzogthume gleiches Namens) den Franzosen. Die Besatzung von 11596 Mann mußte drei Tage nachher abziehen und Waffen, Bagage, Pferde, Fahnen, Feldstücke, Munitionswagen u. zurücklassen. Die Eroberer bekamen 819 Stück Kanonen, einen großen Schatz von Silber und andern Kostbarkeiten, die in die Festung geflüchtet worden waren, und die französischen Kriegsgefangenen mußten ohne Auswechslung zurückgegeben werden.

Am 6. Junius 1537 mußte sich Papst Clemens VII. nach einer sehr harten Belagerung an den deutschen Kaiser Karl V. auf Gnade und Ungnade ergeben. Clemens selbst ward Gefangener; er mußte der kaiserlichen Armee viermalhunderttausend Dukaten bezahlen, dem Kaiser alle festen Plätze des Kirchenstaats einräumen und Geiseln stellen.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.